

# Welches Zuhause

Erzählungen

## Vorwort

Erzählungen über Wohnungsnot gehören zu einer klassenbewussten Literatur. Ob in Fjodor Dostojewskis *Arme Leute*, Emil Zolas *Germinal*, John Steinbecks *Früchte des Zorns*, Maxim Gorkis *Drei Menschen*, James Baldwins *Beale Street Blues* oder Annie Ernauks *Der Platz* – um nur einige zu nennen. Sie beschreiben Wohnverhältnisse als Ausdruck sozialer Gewalt. Hinter der „Wohnungskrise“, die heute weite Teile der Bevölkerung betrifft, verbirgt sich dieselbe Gewalt, nur das Ausmaß ist ein anderes. Die Kurzgeschichten in diesem Buch nehmen sich nichts Neues vor. In der Konfrontation mit unerträglichen Wohnbedingungen entsteht eine Sprache vom Standpunkt Unterdrückter und Ausgebeuteter.

Mit einer Wohnung verbindet man die Vorstellung von einem Ort des Privaten. Gleichzeitig ist das Wohnen ein radikal politisches Verhältnis. Wohnen wird über Märkte vermittelt. Die Herstellung und Verteilung von Wohnraum unterliegt der Verwertungslogik des Kapitalismus. Gebaut und vermietet wird, was Profit verspricht, und wenn der Profit erhöht werden soll, spekulieren Immobilienkapitalisten mit Leerstand an den Börsen. Explodierende Mieten, beengte Wohnverhältnisse, Armenquartiere, Zwangsräumungen, die Verdrängung von einkommensschwachen Menschen in Außenbezirke und die Unmöglichkeit, eine Unterkunft zu finden, sind Umstände, die gesellschaftlich gemacht und politisch gewollt sind.

Wenn jeder im Kampf gegen jeden eine Wohnung sucht, gerät das in Vergessenheit.

Die Widersprüche einer von Klassen umkämpften Realität sind die Einsatzstellen konfrontativer Literatur. Solche Widersprüche verändern sich. Sie sind historisch. Uns ist es wichtig, die Gegenwart als einen historischen Prozess zu verstehen, angetrieben von Klassenkämpfen. Dann entfaltet das Schreiben einen literarischen Sinn. Es bekommt Zähne.

Die Weichen für die jüngsten Entwicklungen in Deutschland wurden 1990 gestellt. Während die Hausbesetzerbewegung ihren Zenit erreicht hatte, indem einige die Stellung hielten oder andere sich in autonomen Szenen verloren, schaffte die Regierung unter Helmut Kohl die Wohnungsgemeinnützigkeit ab. Die Wohn-

situation in der Bundesrepublik Deutschland verschärfte sich. Kohl und seine Handlanger öffneten Wohnverhältnisse restlos für die Kapitalinteressen. Mit dem Fall der Mauer feierte der neoliberale Umbau des Kapitalismus seinen Triumph. Er wurde totalitär. Auf die Liquidierung des sozialistischen Grundrechts auf Wohnen folgte der unerbittliche Ausverkauf durch die Treuhandanstalt.

Die Regierung unter Gerhard Schröder besiegelte diese Entwicklung durch die Agenda 2010, die unter anderem den Armen den Zugang zu Wohngeld erheblich erschwerte. Was danach geschah, war ein beispielloser Abbau von erkämpften Errungenschaften der arbeitenden Klasse in ganz Deutschland, ohne dass sich die Herrschenden die Mühe um eine Rechtfertigung machen mussten.

2008 führte in den USA die Immobilienspekulation zum Kollaps. Die weltweite Finanzkrise machte die Auswirkungen der herrschenden Politik in Europa sichtbar. Der britische Filmemacher Ken Loach brachte dieses soziale Elend kompromisslos auf die Leinwand. Die Mieten stiegen. Nach und nach wurde die arbeitende Klasse aus den Stadtzentren vertrieben. Wer blieb, dessen Lohn wurde nach Abzug der erhöhten Miete auf ein Existenzminimum heruntergedrückt. Heute gibt es einen Begriff dafür, Wohnarmut.

Danach wurde die Armut anhand des Einkommens ermittelt, das tatsächlich monatlich verfügbar ist, nach dem Abzug der Wohnkosten. So stellte Ende 2024 der Deutsche Paritätische Wohlfahrtsverband fest, dass damit tatsächlich jeder fünfte in Deutschland von Armut betroffen ist. Das entspricht 17,5 Millionen Menschen (Stand Dezember 2024). Wohnen macht arm – in einem der reichsten Länder der Welt.

Das wird zusätzlich durch die Wohnungsnot verschärft. Vor allem in Großstädten fehlen Hunderttausende bezahlbare Wohnungen. Die Politik der Bürgerlichen sichert indessen die Monopolbildung, etwa 2021 im Fall des Immobilienkonzerns Vonovia, der Umsätze in Milliardenhöhe durch Mieteinnahmen macht. Dabei geht das Stammkapital des in den 2000er-Jahren gegründeten Dax-Unternehmens auf den Kauf ehemals öffentlicher Wohnungen zurück. Gleichzeitig wirft dieselbe Politik den Enteignungsbestrebungen der Bevölkerung Stöcke in die Speichen, wie in Berlin im Umgang mit der Initiative Deutsche Wohnen & Co. enteignen und dem Volksentscheid zu beobachten ist. In Großstädten fällt auf vier von zehn Haushalten eine extrem hohe Mietbelastung, deren Scheitelpunkt in Zeiten von

Inflation, Krieg und Wirtschaftssanktionen noch nicht in Aussicht ist. Das ist bürgerliche Klassengewalt. Sie ist stumm, in Gesetzen festgeschrieben, als unveränderliche Bedingung des Lebens ausgegeben.

Es gibt keinen Grund, davon auszugehen, sie wüssten es nicht. Die Bürgerlichen und ihre Politik wissen das alles, und sie tun nichts dagegen. Was in den Medien „Wohnungskrise“ genannt wird, ist in Wahrheit eine kalte und hemmungslose Ausplünderung der Arbeitenden und Armen durch die Immobilienkapitalisten und ihre politischen Agenten.

Statistiken sind nützlich. Sie verschaffen uns einen Überblick. Doch die Realität der Menschen ist weit mehr als die Abstraktion gesellschaftlicher Verhältnisse in Zahlen. Sie besteht aus leidenden Körpern, aus verdrängten Gefühlen, aus wütenden Gedanken, aus schambesetzten Gesten, aus einem verweigerten Leben, aus Klassenkämpfen im Alltag. Fantasie mit Treue zum lebendigen Detail ist konfrontativ. Kämpfe um Enteignung und Vergesellschaftung von Wohnraum brauchen eine konfrontative Poesie mit Geschichten und Gedichten, die es mit der sozialen Gewalt aufnehmen. Sie überführen das Leiden Einzelner an ihrer Lage in die Leidenschaft einer Klasse. Dort liegt die Macht des Unterdrückten: dass er nicht allein in seiner Unterdrückung ist. Hier kann Literatur Haltung zeigen.

Wir bedanken uns bei allen Autorinnen und Autoren für ihre Texte und ihren Einsatz.

*Literaturkollektiv nous, Mai 2025*

# Das Zimmer

*Mesut Bayraktar*

An der Ecke zwischen dem Fußende des Etagenbetts und der Gardinenschiene bemerkte Volkan dunkle Flecken auf der weißen Wand. Erst letzte Woche hatte er sie mit der Hand weggewischt. Nun waren die Flecken wieder da. Volkan dachte, dass Ömer die Wand dreckig gemacht hätte. Vielleicht beim Hochsteigen auf das Bett, vielleicht beim Spielen mit Mert, vielleicht auch, ohne es zu merken. Das wusste Volkan nicht, doch er musste es gewesen sein. Denn das obere Bett war der Schlafplatz von Ömer, das untere der von Mert. Damit der Vater nicht davon erfuhr und seine beiden jüngeren Brüder keinen Ärger bekommen würden, würde er die Flecken am nächsten Tag wieder mit der Hand wegwischen und Ömer sagen, darauf zu achten, die Ecke nicht schon wieder dreckig zu machen.

Volkan saß auf seinem Bett, neben ihm Ömer und Mert. Er war achtzehn Jahre alt, Ömer acht und Mert sieben. An diesem Abend schauten sie einen Film im Fernseher. Er hatte Ömer und Mert dazu überredet, damit sie nicht durch den Flur rannten. Seit Tagen durften sie das Wohngebäude nicht verlassen. Immer wieder schickte Volkan nebenbei Nachrichten an Vanessa, seiner ersten Freundin. Sie wohnte mit ihren Eltern ein paar Straßen weiter. In dem halben Jahr, seitdem sie zusammen waren, hatten sie sich jeden Tag gesehen. Die unbezwingliche Anziehungskraft der ersten Liebe. Doch vor sechs Tagen hatte sich das geändert.

An jenem Morgen wollte Volkan zur Arbeit fahren, er war im ersten Ausbildungsjahr zum Industriemechaniker. Im selben Betrieb arbeitete sein Vater als Metalller, der nach der Spätschicht vom Vortag noch im Bett lag. Volkan war rausgegangen und nach wenigen Minuten wieder zurückgekommen. Die Mutter hatte sich gerade ein Tuch über den Kopf geworfen. Nachdem sie Ömer und Mert wie jeden Tag zur Schule bringen wollte, hätte sie an einer Supermarktkasse acht Stunden lang Waren über das Band ziehen müssen. Als sie Volkan an der Türschwelle traf, fragte sie: „Bist du krank?“ Er schüttelte den Kopf. Ein Polizist hatte ihn am Eingang zurückgewiesen und gesagt, dass niemand das Haus verlassen dürfte.

Sie waren in der Drei-Zimmer-Wohnung gefangen, wo der Vater im Wohnzimmer

# Miro

*Olivier David*

## I

Da stehst du, auf dem Hamburger Fischmarkt. Ich sehe dich vor mir, wie du unschlüssig auf und ab tippelst, neben dir der Fotograf mit seinem ledernen Gesicht und den Augen, die in zerfurchten Höhlen liegen, die etwas von Tod ausstrahlen. Derjenige, zu dem das Gesicht gehört, kaut gelangweilt Kaugummi und sagt so etwas wie lass mal zu dem da rüber, der sieht nicht so fertig aus wie die anderen Junkies.

Du und er, ihr sollt eine Geschichte einfangen von der Platte am Fischmarkt, die heute geräumt wird. Anwohner und Camper hätten sich beschwert, heißt es in der kurzen Nachricht, die im Redaktionskalender angelegt worden ist. Ihr Leid, deine Routine. Die Müllabfuhr ist da, oder besser, die Müllabfahrten, es sind zwei oder drei orange Laster, deren orange angezogene Männer sich gleich an die Arbeit machen werden. Aber davor erst mal Auftritt Miro. Kaputter Miro, unglücklicher Miro. Aber jetzt: aggressiver Miro. Miro hinkt. Miro hinkt, und er ist bereit, sein Schicksal zu deinem zu machen. Alles kommt nun darauf an, wie du die Frage beantwortest, die er dir soeben gestellt hat. Mit einem Akzent, den du als osteuropäisch bezeichnen wirst, wenn du im Nachhinein von dieser Story erzählst. Miro fragt: Bildzeitung?, wobei er auf dich deutet. Er weiß, dass du der Reporter bist, während der andere, der mit der toten Augenpartie, für den das Wort zwielichtig erfunden worden sein musste, Fotograf ist, weil der hat eine Kamera umhängen und eine Tasche und Miro weiß, dass das bedeutet, dass du die Hosen anhast. Obwohl du der Unerfahrene bist. Du begreifst schnell. Dein Wissen, denn du hast welches, es ist nur kein legitim erworbenes Wissen, ist in Windeseile aktiviert, obwohl du es länger nicht mehr gebraucht hast. Oder dein Instinkt, nenn es von mir aus, wie du willst. Er hat sein Hinken, seinen hinter dem Körper verborgenen rechten Arm, sein Misstrauen, seine schnoddrige Entschlossenheit, die von Straße und einem Leben geprägt ist, das von Gewalt und Notwendigkeit bestimmt ist, addiert und entziffert als das, was es ist. Da stellt jemand eine Frage, aber eigentlich wirst du gerade bedroht. So wurdest du schon oft bedroht, du weißt, dass die Gewalt der

# In fremden Wänden

*Alina Essberger*

Der Boden im Club klebt. Scherben stecken in meinen Sohlen. Er hat mich berührt, obwohl ich es nicht wollte. Ich habe nichts gesagt. Kurz danach singt er laut ein Lied mit, die Hände auf den Schultern der anderen. Eine Mücke setzt sich auf die vollgekritzelte Toilettenkabine, auf die ich von innen starre. Wo ich geblieben bin, weiß ich nicht.

Bier, Regen und aufgeweichtes Dönerbrot liegen auf dem Weg. Die Tauben picken zwischen Pfützen. Die Bahn fährt nur noch zwei Stationen ab. Die Außenbezirke erreicht man mit dem Nachtbus oder diesen elektrischen Rollern. Der Hausflur riecht nach zerkochtem Gemüse, Fett und kaltem Zigarettenrauch. Ich verkrieche mich in den Schlaf. Ich sehne mich nach Berührungen, aber nicht der Nähe wegen, sondern der Bestätigung. Ein Zimmer, nur Abstufungen von Schwarz in Grau, mein Körper liegt darin steif und nackt.

Das ist mein dritter Sommer in der Wohnung. Ein großes Zimmer und ein Quadratmeter, der sich Küche nennt. Ich habe eine Wand rot gestrichen, knallrot, und ein königsblaues Sofa davorgestellt. Das Haus wurde in den 60ern gebaut, nur Einzimmerwohnungen auf acht Stockwerken. Den Müll kann man in einer Klappe im Hausflur entsorgen. Das ist praktisch. In einem gierigen Schlund verschwindet alles in dem kleinen Loch. Der Aufprall kommt Sekunden später und klingt entfernt, wie ein Steinchen, das auf den Boden einer tiefen Schlucht trifft.

Aslan, der kleine Sohn meiner Nachbarin, hat einmal versucht, sich durch die Klappe zu zwängen, zum Glück schaffte er es nur bis zu den Oberschenkeln. Vor ein paar Wochen ist sie mit ihren drei Kindern in die gegenüberliegende Wohnung gezogen. Sie hat sich von ihrem Mann getrennt, trotz der Enttäuschung ihrer Mutter. Ein Einfamilienhaus mit einem großen schwarzen Auto und einem Ehemann. Und nun ist sie hier. Immer wenn ihre Kinder beim Vater sind, arbeitet sie als Altenpflegerin so viele Doppel- und Nachtschichten, wie sie kann. In ihrer ersten Nacht in der neuen Wohnung spannte sie Handtücher und Decken über das weitläufige Fenster, um ihren Hijab abzulegen.

# Der große Rutsch

*Svenja Hauerstein*

Da ist eine Stelle in dieser Stadt, diese eine Stelle, die da schon immer ist. Vor Jahren hat hier der Typ, der in dem Kiosk auf der anderen Straßenseite arbeitet, bevor der Bus kam, seinen Kaugummi hingespuckt. Er ist so halb unter der ungemütlichen Sitzbank gelandet, sodass man ihn übersehen kann, wenn man ihn nicht unbedingt wegmachen will und sodass es auch keinen wirklich stört. Damals war er sogar noch recht frisch, als er ihn ausgespuckt hat, er war einer von denen, die nicht so schnell ihren Geschmack verlieren. Inzwischen ist er völlig ausgelaugt. Am Anfang hat er noch ein bisschen nach Minze gerochen, und als der erste Regen kam, freute er sich über den halbüberdachten Platz. Die Sonne hat dann gewonnen, sie hat alles aus ihm rausgewaschen. Und die Menschen haben gesagt, was für ein schönes Wetter und sind auf ihn draufgetreten, haben ihn immer platter gemacht mit ihren trampeligen Füßen. Heute könnte man sagen, dass er Straße ist. Keiner würde ihn mehr Kaugummi nennen. Keiner würde ihn kauen wollen. Und das ist doch der ganze Punkt. Dass man ihn mal kauen wollte. Heute schmeckt er nach nichts, oder nach allem, er ist wie Luft geworden, die stinkt, wenn es stinkt und die duftet, wenn jemand zu viel Parfüm benutzt hat. Er stinkt oder duftet nach Welt.

Und diese Welt, die stinkt.

Über die Stelle spaziert jetzt eine Taube. Unter der Bank liegt die Leiche eines Nusshörnchens, das heute morgen dem Mädchen in der Eile aus der Tasche gefallen ist. Sie ist am Verhungern, vier oder fünf Tage, sie hat das Zeitgefühl verloren, war sie eingesperrt auf dem Dachboden des Hauses am Rand der Stadt. Da, wo keiner wohnen will, weil die Wiesen nicht gemäht werden und manche Ecken stinken und die Menschen auf den Straßen hocken, wenn es heiß ist. Da gibt es noch Plätze, die frei sind, wo man brüten kann. Das Haus ist eines von denen, die da schon seit über hundert Jahren stehen. Es ist ein Urgestein, und das Dach hat Löcher. So ist sie reingekommen, hat gute Erfahrungen gemacht, Kinder großgezogen, Nester gebaut. Dann hat er sie entdeckt, der Alte, der ganz unten wohnt und selten hochkommt. Die Wohnung im Dachgeschoss steht schon lange

# Versatzstücke einer Weltbildung

*Anna Norpoth*

Lauter kleine schwarze Kristallformen, lauter kleine, kleinste schwarze Schneeflocken, trocken, lauter in sich verwabende, verzahnende und sich in Fläche multiplizierende, animierte Organismen. Ohne anzuhalten, unaufhaltsam und sich beständig selbst begattend, nicht so schnell, als dass wir sie sekundlich, aus der Peripherie unseres Auges heraus, wachsen sehen würden, nicht so langsam, als dass sie auf unseren Blick warten würden. Ausgefüllte Schatten, addierend, unbegrenzte Umrisse, überlagernd, streuend, kreichend.

Durch die durch Kalkablagerungen minimierten Rohre, die früher mal die Badewanne in zehn Minuten füllten und die jetzt nur noch ein entkräftetes Plätschern erlauben, zieht in wabernden Schleifen, die nicht mehr ganz weißen Badezimmerfliesen touchierend, mit jedem Tropfen die Wärme nach oben, erheben sich nasse Päckchen zur Decke. Und bleiben. Wer es nicht nach oben schafft, haftet an den Silikonfugen, zwischen den Kacheln, ruht, sättigt sich und gründet die Quellenverweise einer Dependance. Die zerfurchten Übergänge, der Kunststoff, zerfranst, verkrümelte, das einfachste Spiel, das niemand hier zum ersten Mal spielt. Korrodierende Zellen passen sich an. Kein Hauch außer unserem feuchten Atem weht hier.

In der Nase fühlen wir den Geruch von artifizierlicher Minze, ganz kurz nur, aber der Geruch von lebendiger Masse, der wird und bleibt. Der bleibt und den riechen wir, immer. Schon vor der Tür. Jeder, der sich der Wohnung nähert, erhascht den Mief, jeder, der sie betritt, lokalisiert den Verfall, der Moder: Erkennungsmerkmal.

Keiner hält das alles auf, kein Zug von außen, aus der Welt, entsendet das Wasser.

Tropfende Perlenschnüre an der Decke, die Decke ist so hoch. Wir glauben, dass sie mal weiß gestrichen war, nachlässig mit Halbmonden aus Spachtelmasse marmoriert, an deren zerklüfteten Rundungen sich das Wasser jetzt festhält und die Zeit aus der Farblosigkeit gemächlich ein schwarzgrünes Kaleidoskopbild

# Lila Scheinchen

*Marco Ott*

Wichser habe ich ihn genannt, als er vorbei ist, ohne uns auch nur mit dem Arsch anzugucken. Schön die Hände in den Taschen und irgendein Lied gepfiffen oder zumindest so getan. Dabei habe ich genau gesehen, wie er uns schon von Weitem erkannt hat, könnte schwören er ist kurz zusammengezuckt, und das Weiß seiner Augäpfel hat mich angesprungen. Da war dieses Bahnofslicht doch mal zu was gut, da bleibt nichts unentdeckt, meistens ist das zu unserem Nachteil, in dem Fall halt mal nicht, aber was wisst ihr schon von diesen Dingen. Ich reagiere immer so, wenn mich jemand respektlos behandelt, das kann ich nicht abstellen, wieso auch, wenn die Leute uns entweder ignorieren oder denken, die wären was Besseres. Letztens erst stand ich neben dem Ascher an der Bushalte, und ein Anzugträger hat mich von der Seite angequatscht, ich solle ihm gefälligst den Qualm nicht ins Gesicht blasen, dabei habe ich hoch in den Himmel gepustet, nicht aus Anstand, machen wir uns nichts vor, sondern einfach, weil es ein bisschen entspannter aussieht. Geh halt nicht direkt vor meiner Nase an mir vorbei, habe ich ihm zuflüstert wie ein Geheimnis, das hat noch nie seine Wirkung verfehlt. Und wenn doch, halt einfach die Schnauze. Da hat sich sein Gesicht kurz neu sortieren müssen, und dann hat er nichts mehr gesagt, und glaubt mir, das war auch besser so für ihn. Ich reagiere immer so, und was ich sage, das stimmt auch, aber manchmal ist es nicht die ganze Wahrheit, beim Amt schlucke ich runter, weil ich mir genau überlegen muss, wann ich Leuten meine Meinung sage und wann nicht. Die vom Amt halten mich für den letzten Abschaum, und na klar kennen die auch meine Mutter, da kommt die alte Proschka wieder, denken die bestimmt, da kommt der alte Proschkasohn, die wissen sich ja wirklich nicht zu benehmen, das muss denen mal jemand austreiben, und wer soll das übernehmen, wenn nicht wir. Steffi zerrt an meinem Ärmel und fragt: Wer war das, wen hast du da gerade Wichser genannt? Der ist mir schon immer auf die Nerven gegangen, sage ich zu Steffi, der hat drei Jahre über uns gewohnt, den hast du doch bestimmt auch mal gesehen, kannst du mir nicht erzählen. Ich kneife Steffi in den Arm, und ob das jetzt wirklich zu doll

# Scheißhund

*Michaela Parosanu*

„Eh, Bruno, du stinkst! Hör auf, mich abzulecken.“ Ich stoße seine sabbernde Schnauze weg.

Wenn er hechelt, sieht er aus, als ob er grinst. Als gäbe es kein Gestern.

„Morgen Rici, raus aus den Federn.“ Crissi versucht, mir die Decke wegzuziehen. „Hier ist es aber stickig. Beilung, der Fahrdienst ist in zwanzig Minuten da. Komm, frühstücken.“

Widerwillig krieche ich aus dem Bett. „Kann Bruno bei mir bleiben?“ Ich gucke in dunkle Augenringe. Wahrscheinlich ist die andere immer noch krank.

„Nein, wir müssen die anderen wecken.“ Bruno trottet an Crissi Seite aus meinem Zimmer. Immerhin ist der Typ weg, den sie für eine Nacht zu mir gesteckt haben. Von wegen Recht auf Einzelzimmer. Eng wie im Karnickelstall. Der Typ hat mir bei einer Zigarette erzählt, dass er in seiner letzten Wohngruppe einen Betreuer weggesperrt hat.

Was faselt Crissi von Frühstück. Seitdem ich die scheiß Pillen fressen muss, habe ich keinen Hunger mehr. Die helfen doch sowieso nicht. Schon gar nicht gegen Wut im Bauch.

Auf dem Weg in die Küche lasse ich meinen Ball gegen die abgeblätterte Flurwand springen. Seit es vom Dach reinregnet, riecht 's überall wie schimmliges Brot.

„Hey, Mikado, pass auf, wo du langgehst.“ Marvin, der Pisser. In dem verdammten engen, dunklen Flur kommt keiner an dem Fettsack vorbei.

„Hör auf, mich zu schubsen, du Wichser.“ Im Schattenreich des dunklen Flurs suche ich meinen Ball.

„Aus dem Weg“, rufe ich Marvin zu. Fast hätte er meinen Ball zum Platzen gebracht. „Verzieh dich! Sonst stopf ich dir dein Basecap ins Maul.“ Der Pisser schleppt sich über den Flur, als hätte er Fußfesseln aus Blei.

„Beim nächsten Mal knöpf ich dir zwei Euro Wegegeld ab, verstanden, Mikado?“

„Rück mir nicht auf die Pelle, du Dreckspenner.“ Ich dränge mich an ihm vorbei in die Küche.

# Wasser und Beton

*Daniel Polzin*

Einatmen. Ausatmen. Nicht husten. Es fällt mir bei jedem Zug aufs Neue schwer. Als ich wieder lospruste, die rauchgeschwängerte Luft wie einen Fremdkörper von mir abstoßend, fängt Dominik an zu lachen. „Mann, und du willst Gras verticken? Das...“, er überlegt kurz, „...das ist ja wie einen Veganer an die Fleischtheke zu stellen.“ Dominik ist angetan von seiner Metapher und lacht kehlig und laut. Er lacht wie einer dieser Handföne auf öffentlichen Toiletten, die auch nicht ausgehen, wenn man längst weggegangen ist. Ein bisschen muss ich auch lachen. „Mann, was laberst du denn, der Typ an der Fleischtheke beißt ja auch nicht in die Wurst, bevor er sie über die Theke reicht.“ Ich nehme noch einen Zug. „Aber gutes Gras, Alter.“ Ich weiß nicht, ob die Aussage stimmt, aber ich gehe davon aus, dass sie von meinem Husten ablenkt. In Wirklichkeit bin ich einfach nur froh, wenn ich bloß leicht benebelt werde und keine Angstzustände bekomme. Zweimal ist mir das schon passiert. Alles, was mir je Angst gemacht hat, alles Vergangene, Verdrängte, Vergessene war plötzlich da und alles andere, alles Positive war weg. Nackte Ängste rekelten sich in der Badewanne meines Geistes, seiften sich mit meinen Hoffnungen ein und wuschen das Selbstvertrauen von meinem Körper, das restlos den Abfluss hinuntersickerte. Beim ersten Mal habe ich am nächsten Tag die Schule geschwänzt. Am Tag darauf ging es mir wieder gut. Abgesehen von der unangenehmen Gewissheit, dass da ein Schalter in meinen Kopf ist, den man umlegen kann.

„Junge, wo bist du denn schon wieder mit deinen Gedanken?“ Dominik hält mir den Joint hin. Ich zögere kurz, dann nehme ich das dünne, gerollte Papier oberhalb des Filters zwischen Daumen und Zeigefinger. Mir ist nicht danach, mit Dominik über Angstzustände zu reden und ich überlege mir etwas anderes. „Sag mal, woher hast du eigentlich so ‚ne große Wohnung... Altbau... so mitten in der Stadt?“ Bis zu diesem Moment war mir das ehrlich egal. Als ich ihn vor einiger Zeit nach Jahren zufällig wieder getroffen habe, wollte ich nicht zu viel fragen und als ich vor ein paar Tagen eingezogen bin, war ich einfach froh, ein Dach über

# Maximalfahrtzeit

*Tamara Schneider*

Ein Riss  
ein Herausnehmen  
ein Schrei  
Not

Rechtecke werden zu Dreiecken werden zu Wellen, während ich aus mir hinaus und in die Wohnung hineintrete.

Wir befinden uns nun im unterkellerten Erdgeschoss, sagt sie und bereitet ihre Arme aus, als empfangen und bringe sie gleichzeitig.

Ein lichtdurchflutetes Wohnzimmer mit angrenzender, offener Küche. Bei jedem ihrer Worte dreht sie sich im Kreis und zeigt dorthin, wo ich das Beschriebene vermute.

Ihre Stimme hallt in dem leeren Raum. Immer wieder wedelt sie mit dem Klemmbrett in der Luft. Während sie von Anschlüssen und Möglichkeiten spricht, versuche ich zu erraten, wie sie mich gern hätte.

Die Wohnung, von der sie spricht, scheint großartig zu sein. Die Wohnung, die ich sehe, könnte es werden. Ich bewundere den Ausblick und ignoriere abgeplätzten Lack. Die leeren Räume ein Daumenkino, zwischen meinen Fingern lasse ich es aufleben.

Das Schlafzimmer, sagt sie und bleibt in der Mitte des Raumes stehen. Durch die großen Fenster ist es hell und gerade abends sehr gemütlich.

Wir folgen ihr. Nur du fällst hinaus, bewegst dich an uns vorbei und ohne uns weiter, und dein langer Schatten wirft sich in den Raum und nimmt ihn ein. Dein Fuß wippt im Takt ihrer Worte, es ist fast, als setzest du die Wellen in Bewegung, die den Boden zieren. Deine Schuhe passen perfekt zum Braun des Fischgrätenparketts, dein flaschengrüner Mantel ein stilvoller Kontrast.

Das Wohnzimmer ist besonders charakteristisch durch den Holzbalken, erklärt sie, was du schon längst verstanden zu haben scheinst.

# Warte nicht zu lang

*Kamil Tybel*

Alles, was mein Vater uns hinterlassen hat, ist ein kleines Haus ohne Strom und ohne fließendes Wasser. Es ist ein altes Haus. Der Boden knirscht und gibt unter den Füßen nach. Durch die Dichtungen der Fenster geht die Kälte ein und aus, wie sie will. Selbst der Regen findet immer einen Weg hinein. Ich habe mich oft gefragt, was so ein Haus zusammenhält. Sind es die Nägel, die das eine Brett an das andere drücken? Das von Hand aufgegossene Fundament? Oder ist es die Unempfindlichkeit toter Gegenstände, in denen sich auch unsere Leben widerspiegeln, erstarrt wie bei einem Foto?

Die Fahrt dauerte zwei Tage. Die Nacht verbrachten wir aneinandergedrängt in einem Van. Der Fahrer setzte uns auf einer Baustelle mitten in einer deutschen Großstadt ab. Sie brachten uns in Wohncontainern unter, die wie kleine Siedlungen auf dem Gelände angelegt waren. Weil ich Rumäne war, kam ich bei den Rumänen unter. Nicht weit von uns wohnten Arbeiter aus der Türkei und noch ein Stück weiter welche aus Bulgarien und der Ukraine – alles Männer.

In den Containern standen drei Hochbetten, sechs Spinde, ein Tisch und zwei Stühle, ansonsten waren sie kahl und schlecht beheizt. Was will man schon von so einem Container erwarten? Es waren Blechkästen, die irgendwo auf einem alten Frachter unter Deck liegen sollten. Die wenigen Möbel konnten uns darüber nicht hinwegtäuschen. Gruppenduschen und Toiletten befanden sich nebenan. Nach Feierabend war immer jemand dort, der sich gerade den Schmutz vom Körper schrubbte, und nachts, nachts musst du schlafen. Du brauchst die Kraft, sonst schaffst du die Arbeit nicht. Eigentlich war man nie allein.

Um sechs Uhr war Schichtbeginn. Sie sammelten unsere Ausweise ein, gaben jedem von uns einen Vorschuss von 50 Euro und schoben uns Papiere zu, die wir unterschreiben sollten. Keiner von uns verstand ein Wort von dem, was da stand. Aber das kümmerte uns nicht. Der Fahrer hatte Wort gehalten, richtige Arbeit mit richtigen Papieren. Wir unterschrieben.

# Inhaltsverzeichnis

Mesut Bayraktar – <i>Das Zimmer</i>	9
Olivier David – <i>Miro</i>	19
Alina Essberger – <i>In fremden Wänden</i>	29
Svenja Hauerstein – <i>Der große Rutsch</i>	37
Anna Norpoth – <i>Versatzstücke einer Weltbildung</i>	47
Marco Ott – <i>Lila Scheinchen</i>	57
Michaela Parosanu – <i>Scheißbund</i>	65
Daniel Polzin – <i>Wasser und Beton</i>	75
Tamara Schneider – <i>Maximalfahrtzeit</i>	87
Kamil Tybel – <i>Warte nicht zu lang</i>	97